

Ein Kinderherz

Autor(en): **Chappuis, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 50

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647906>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Hause her heult ein langer, Mark und Bein durchdringender Schrei, dann ein ersterbendes Grunzen. Ich drehe mich um und gehe zum Schlachtplatz. —

Am Boden liegt die tote Sau. Auf der Stirne ist ein dunkelblauer Fleck, und am Hals klappt eine lange, schmale Wunde, aus der ein warmes Blutbächlein durch den nebelseuchten Dezembertag in eine Pfanne sprudelt. Die Mistelimmutter rührt eifrig mit einer Kelle im dampfenden Blut.

Bald herrscht ein eifriges Arbeiten auf dem Waldhof.

Das sonderbare Männergesicht am Waldrand ist ganz meinem Gedächtnis entschwunden.

Wir Buben haben alle Hände voll zu tun. In der Küche wird geknetet, gewurstet, gesotten und gesalzen. Das ganze Haus duftet von Gewürz, von Wurst und Fett und Anken.

Beim Mittagessen herrscht am ganzen Tisch fröhliches Wetter. Der Netti ist extra zum Essen heimgekommen. Die Mistelimmutter ist wunderbar gut im Strumpf, lacht, erzählt Wiße, läßt ihr Nasentröpflein doppelt leuchten und legt mir, o Wonne, das Sauchwänzlein in den Teller. Nach dem Essen meint sie gutgelaunt zu mir:

„Seppli! Wenn du die Rüben geschnebelt hast, kannst du mit einem Züpfenring zum Gottebruder nach Hawiel gehen. Er hat eine Züpf bestellt als Gutjahr für den Göttibuben. Du kennst doch den Weg?“

„Ich glaube, ja!“ antwortete ich freudig.

„Du mußt in Friedstetten bei der Kirche und der Anstalt vorbeigehen, dann kommst du auf die rechte Straße, gelt?“

„Ja, Mistelimmutter.“

In meiner Seele gibt es einen mächtigen Rud. Es ist mir auf einmal, als gingen für mich alle Türen der Welt auf. Nach Hawiel darf ich! Ganz allein zum Gottebruder nach Hawiel! Ich jauchze vor Freude. Ein Appetit nach der Landstraße überkommt mich. Eine Abenteuerlust voll Herzheit und Kindersüße sprudelt durch mein Herz. Ueber allem Glück aber leuchtet wie ein Morgenrot die Christkindsehnsucht meines Bubenseelchens. Was hat mir doch gestern der Uli gesagt? Das Christkind hole seine Bäumchen im Friedstetterwald, bei der Brunnstube? O, das Christkind will ich unterwegs antreffen, ganz sicher!

Das Rübenschnebeln geht mir heute erstaunlich flink von der Hand. Es ist, als ob ungekannte Kräfte, losgelassen durch das kleine Schüsselnchen der Freude, aus verborgenen Türen in meine Muskeln schießen.

„Ja, das Christkind treffe ich sicher! Ganz sicher treffe ich es!“ (Schluß folgt.)

Gotthelf-Spruch.

Das ist eben das große Unglück, daß man meint, unter anderem Tuche seien auch andere Herzen.



Léopold Robert: Pêcheurs de l'Adriatique. (Museum Neuenburg.)

Ein Kinderherz.

Von Edgar Chappuis.

Dezembermitte. Aus tiefhängenden Wolkenfetzen rinnt unablässig mit Regen vermischter Schnee auf den schwarzglänzenden Asphalt der menschenfüllten Straßen, in denen sich der Vorweihnachtsverkehr staut.

Die Schaufenster prangen in verlockendem Schmucke, glänzen und gleihen in allen Farben des Regenbogens, denn wann wäre auch bessere Zeit um zu kaufen und zu schenken? —

An einer Straßenecke, kaum vom vorspringenden Balkon etwas von der Unbill der Bitterung geschützt, steht ein alter blasser Mann, fröstelt, hüstelt aus hohlen Wangen, daß ihm die rotumränderten Augen tränen. Kalt ist es und alle rennen achtlos an ihm vorüber, der das ruhelose Hasten betrachtet, den Kopf schüttelt und wartet, ob in dieser gebefrohen Zeit auch etwas für ihn übrig bleibt.

Autotüren werden aufgeschlagen, Herren und Damen in kostbaren Pelzen, ein Bündel Pakete in der Hand, steigen ein, flitzen davon. Männer, Frauen, Kinder stehen festgebannt vor der Herrlichkeit, die auf Absatz wartet, und dort an der Front des riesigen Warenhauses steht gar ein Transparent „Die heilige Nacht von Bethlehem“, sternüberstrahlt, weihnachtsbaumumkränzt.

Wie eilig es die Menschen haben! Wie sie sich drängen und stoßen, als sei jeder dem andern im Wege! Und doch heißt es „Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen“.

Die alten, gichtgekrümmten Hände des Bettlers sind flamm. Ein Eishauch kriecht ihm wie Todesahnen den Rücken herauf, daß er zittert. Sieht man ihn nicht? Hat man keinen Zwanziger, keinen Zehner übrig?

Die Wolken weinen weiter, der Wind bläht schieß und böse. „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ — aus dem blechernen Riesenmaul eines Grommophons hinaus in die Unrast geplärrt, wie ein Distant.

Die Masse staut sich, der Schutzmann spielt den Hampelmann, der die Verkehrszeichen genau und sachgemäß abliert. Der Alte schaut kaum mehr auf, bläht sich in die

blauangelaufenen Hände, wimmert leise. Bald kann er nicht mehr stehen. —

Mitten in all diesem gleichgültigen Volke, das nur an sich denkt, nur noch an die, die ihm nahe stehen, trippelt sorglos, klein und unscheinbar ein kleines Mädchen, von dessen Blondschoopf unschuldig und fest zugleich zwei winzige, strammgeflochtene Zöpfchen lebensbejahend hinausragen in Wind und Wetter, ins volle, verheißungsvolle Leben. Von hinten sieht man sogleich die beiden Zöpfchen und etwas weiter unten zwei rote, frische Pausbäcklein, wie dralle, pralle Äpfelchen. Nun blickt es sich um, das Fingerring im Beerenmunde, lächelt aus zwei Stücklein Himmelsblau, denn ach, Großmutter hat ihm auf das kommende Fest zwei nigelnagelneue, blitzblanke Fünfszigrappenstücke geschenkt, mit denen es nun die Stadt beehren will und alles kaufen kann, was sein fünfjähriges Herzchen sich wünschen mag, so denkt die Kleine, Seligkeit im Schwung der runden Beinchen und Aermchen, die wie Windmühlenflügel durch die Menge rudern.

In der Ecke steht der Mann. Das Mädchlein trippelt heran, ganz sorglose Lust, Kindlichkeit, Freude.

Ein rascher Blick aus sonnigen Augen, ein Stutzen, ein Sichwundern, und dann auf einmal ein Schatten über dem Frühlingshimmel des Kinderblickes.

Der arme, alte, kranke Mann! Warum er wohl so dasteht und friert? Gewiß hat er Hunger und kein Geld, sonst ginge er heim.

Zwei Blauaugen schauen groß und tief, füllen sich langsam mit Mitleid, daß sie weinen. Zwei kleine Händchen umklammern noch den erst gewonnenen Silberschatz, öffnen sich zögernd, widerwillig beinahe, legen die funkelnden Geldstücke bloß. Ein kurzer, innerer Kampf, dann ein Aufleuchten aus Seelentiefen, ein entschlossener Rud nach vorwärts mit festen Füßen.

„Da, lieber Mann, das ist für dich. Ich habe es vom Großmutter bekommen. Kauf dir etwas, gelt“, und leiser, „sei nicht traurig, armer Mann“, und schon ist sie wie der Wind davon, daß die Zöpfchen baumeln und die roten Pausbäcklein noch röter werden.

Der Bettler steht da, hat nicht mehr Hunger, nicht mehr kalt. Spürt nur noch den weichen, warmen Druck dieser fremden Kinderhand, wie einen Hauch aus einer besseren Welt, die es also doch noch gibt. Er sieht auf das kleine Geldstück, schüttelt den Kopf, murmelt etwas vor sich hin und wankt dann seines Weges, denn diese Gabe hat ihm mehr geschenkt, als es den Anschein hat, denn durch sie wurde auch seine Seele erwärmt und erhellt.

Leiden und Freuden eines bernischen Schulmädchens vor fünfzig Jahren.

(Schluss.)

Wir hatten auch entdeckt, es war in der dritten Klasse, daß er für unsere herzige Klassenlehrerin, von der wir alle begeistert waren, schwärmte, und das gab uns boshaften Mädchen die unglaublichsten, phantasievollsten Ideen in den Kopf. Natürlich war es in unseren Augen schon ein Verbrechen, wenn man „Schneuz“ hieß, eine so junge, hübsche Lehrerin, wie Fräulein Didi war, auch nur anzuschauen.

Das größte Delikt ihm gegenüber brachte ich gerade in dieser Zeit zustande, indem ich eine langweilige Rechnungsstunde dazu benutzte, um meinen Widersacher, der mit Vornamen Samuel hieß, abzufanterfien, als erster Porträtversuch meines Lebens. Mit der Unterschrift „Samuel, der Magnet“, ließ ich das Blatt von Bank zu Bank gehen und durch das verhaltene Gelächter meiner Mitschülerinnen mußte es natürlich in seine Hände und von da in den Papierkorb gelangen. Nun aber kam das Gericht! Plötzlich erschien

unser Direktor, bei dem mich der beleidigte Lehrer verklagt hatte; ich mußte aufstehen und eine, wenn auch sehr sanfte, Strafpredigt über mich ergehen lassen. Der Direktor war ein Freund meines Vaters und sagte, er wisse, daß ich es nicht aus Boshaftigkeit, sondern nur aus Uebermut getan — aber — ich mußte heilig versprechen, so etwas nie zu wiederholen!

Unsere geliebte Klassenlehrerin gestand mir später, (etwas unpädagogisch zwar, ich war noch bei ihr in der Schule), sie habe das Blatt aus dem Papierkorb gerettet, denn sie machte sich wohl heimlich mit uns über ihren Kollegen lustig. Aber von nun an hatte ich es mit diesem für immer verdorben. Einmal jagte er mich mitten in der Stunde, es war schon in der zweitobersten Klasse, hinaus, und als es mir draußen im Gang und in der Garderobe zu langweilig wurde, kam mir eine glänzende Idee. Da draußen hing ja unsere Schulglocke, die oft willkommene Befreierin, und niemand würde es merken, wenn die Stunde etwas abgefürzt würde. Eins, zwei — ich zog wirklich und erschraf über den dröhnenden Klang, der plötzlich das ganze Haus erschütterte. Schleunigst verkroch ich mich hinter den Kleiderständer. Da hörte ich aus den Klassen die Lehrerinnen und Lehrer in den Gang stürzen: das sei, es sei ja erst dreiviertel und niemand wußte, wer geläutet hatte. Natürlich bekam ich Angst und kam erst im Getümmel der großen Pause wieder zum Vorschein. Ob ich niemand gesehen hätte, der an der Glocke gezogen habe, fragte mich eine Mitschülerin schalkhaft und ich war ganz erstaunt, wie unschuldig ich mich plötzlich stellen konnte, denn ich hatte natürlich nichts gemerkt.

Aber dieses Rebellentum gegen einen kleinlichen und launischen Lehrer löste dann auf der andern Seite eine fast übertriebene Schwärmerei für unser „Beilchen“, wie wir unsere sympathische Klassenlehrerin nannten, aus. Wir gingen für sie durch dick und dünn, dichteten und malten sie an und brachten ihr alle Blumen, die wir aufstreifen konnten. Schließlich gründeten wir noch, nach dem Beispiel der Großen, ein „Kränzchen“, jedes Mitglied hatte seinen Blumenamen und Fräulein Didi kam wirklich manchmal an unsere monatlichen Teenachmittage. Meine Freundin Leni, die Intima meiner ganzen Schulzeit, und ich trieben es am Tollsten. Draußen auf einem einsamen Feldweg, in der Nähe des Aebischlöchli, hatten wir einen Markstein entdeckt. Wie oft machten wir morgens vor der Schule den Umweg und bekränzten diesen Stein, als Symbol unserer ewigen Liebe. O zwölffähriges Mädchchenherz!

Durch dieses Treiben wurde man aber auch bei den andern Lehrern auf unsere kleine Schar aufmerksam. Man fand, wir seien mehr mit Freundschaft und Intimitäten als mit dem Lernen beschäftigt und so wurde am Ende des Schuljahres beschlossen, mich als Hauptanfertigerin in die Parallelklasse zu versetzen. Etwas Schlimmeres hätte man mir nun aber nicht zufügen können. Ich war schon durch den „Schneuz“ etwas kopfscheu geworden und sollte nun noch von meinen liebsten Kameradinnen getrennt werden. Diese gingen alle zum Direktor und baten, man solle mich doch in der Klasse lassen. Aber es war beschlossene Sache. So kamen wir noch zusammen und ich schwor feierlich, nichts, auch gar nichts zu lernen, bis ich wieder mit meinem Kränzchen vereint sei. Aber o weh, auch dieses wurde durch Befehl von oben aufgehoben und wir waren plötzlich wieder ganz gewöhnliche Schulmädchen und ich noch dazu strafversehrt.

Ich hielt wirklich Wort, und dieses Jahr in der zweitobersten Klasse ist mir auch als ein beschämendes Kapitel in der Chronik meiner Schulzeit in Erinnerung. Natürlich hatte ich aber den Schabernack bei meinem Schwur, zu faulenz, nicht ausgeschloffen und je ernster ich es mit letzterem nahm, um so rabiater ging ich darauf aus, in diesem Jahr ein richtiger Klassenunhold zu werden.